



Resümees

Gewalt der Interpretation – Zu einer Kritik des gewaltfreien Dialogs

Zum Forumsseminar vom 20. März 2004

10 *Barbara Handwerker Küchenhoff*

Bereits im Zusammenhang der Ende Oktober letzten Jahres stattfindenden Tagung zum Thema „Die Spannweite der Seele. Psychiatrie vor der Herausforderung des anthropologischen Naturalismus“ wurde in der Abschlussdiskussion der Referenten die Frage aufgegriffen, welcher Art der sich dem Leiden des Patienten widmende Zugang sein sollte. Übereinstimmung bestand in der Abgrenzung von der neurobiologischen Forschung und der sich ihr anschließenden biologisch orientierten Psychiatrie, die die psychische Krankheit auf biochemische Vorgänge reduzieren und es in einer Art anthropologischem Reduktionismus unternehmen, den Menschen im Ganzen seiner Naturbasis gleichzusetzen. Demgegenüber wurde die Möglichkeit eines hermeneutischen Verständnisses diskutiert. Gadamers Theorie einer „Kunst des Gesprächs“ und Habermas Begriff eines „herrschaftsfreien Diskurses“ bildeten dabei Beispiele philosophischer Positionen. Ihnen gegenüber wurden die Einwände Foucaults und der Antihermeneutik aufgegriffen. Alle Verfahren der Annäherung an ein Verständnis psychischen Leidens bergen die Gefahr, gewaltsame Interpretation oder reduktive Erklärung zu sein und als vereinnahmende Enteignung den gesuchten Sinn zu verfehlen.

Unzweifelhaft besitzt der Therapeut gegenüber seinem Klienten Macht. Sie besteht einerseits in der Ungleichheit ihrer Positionen, die dadurch entsteht, dass sein Klient ihm eine Rolle zuspricht, in der er sein Wissen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten nutzen soll, um dem Klienten jene lebensgeschichtlichen Zusammenhänge zugänglich zu machen, die ihm schmerzhaft verborgen sind. Der Klient selbst autorisiert den Therapeuten zu seiner Deutungsmacht, unterwirft sich ihm gegenüber freiwillig in die Rolle des Gedeuteten.

Professor Günter Figal griff in seinem Vortrag mit dem Titel „Der zweideutige Abstand des Interpretierens“ jene leidhafte Situation des Menschen auf, dem die Möglichkeit zur Selbstinterpretation verloren gegangen ist und dem es deshalb nicht mehr gelingt „sich in die Welt zu stellen“. Ihm gegenüber ist der Therapeut darauf verwiesen, den Versuch zu machen, biographische Aspekte aufzudecken

und sie in den Sinnzusammenhang eines individuellen Lebens einzuordnen. Der notwendige Akt der Deutung unterbricht allerdings das zunächst aufnehmende, einführende, nachfragende Gespräch mit dem Klienten, er hält dessen Erzählung an. Figal bezeichnet diesen Versuch der Einordnung des Erzählten in den lebensgeschichtlichen Zusammenhang als eine „Verschriftlichung der Biographie“, die einer „Feststellung“ gleichkommt. Die sich entwickelnde Beziehung zwischen Therapeut und Patient wird so in einem Moment von der Seite des Therapeuten her angehalten. Darin kommt die Deutungsmacht des Analytikers zur Geltung gegenüber der Ohnmacht des Gedeuteten. Das zuvor freie Sprachspiel, wie Figal sagte, wird unterbrochen, und in dieser Zumutung liegt ein Aspekt der Gewaltsamkeit.

Figals Auffassung nach gibt es im Unterschied dazu gegenüber Texten keine Gewaltsamkeit der Deutung, weil ihr Verständnis ohnehin immer an die Perspektive der unterschiedlichsten Interpreten gebunden ist. Sie können keinen Einspruch erheben. Im Gegenteil, Texte bedürfen der Interpretation, um überhaupt „da zu sein“. Diese Situation ist gegenüber Personen und ihren Handlungen anders. Ihre Biographie bildet keinen abgeschlossenen Text, sondern setzt sich in jeder Beziehung fort. Ihre Interaktion mit dem Therapeuten wird durch die Interpretation unterbrochen. Allerdings betonte Figal, dass nicht jede Interpretation von Personen gewaltsam sein muss – nämlich dann, wenn die Offenheit des Interpreten auch dessen eigene Veränderung zulässt und Interpretation als Interaktion begriffen wird. Gegenüber Nietzsche, nach dessen Auffassung Interpretation immer gewaltsame Aneignung einer Sache ist, kann beispielsweise auf Gadamer verwiesen werden, der allerdings auch nie von Interpretation sondern von Verstehen spricht. Gadamer schlägt vor, in einem Akt der „Horizontverschmelzung“ jene Fragen aufzugreifen, die den Anderen zu seinen heute gegebenen Antworten führten.

Deutung im psychotherapeutischen Kontext hat die Aufgabe, Aspekte der Lebensgeschichte in den Sinnzusammenhang der Biographie einzuordnen. Sie erhält den Charakter der Schriftlichkeit, indem sie gelingende Beschreibung einer



12 individuellen Lebensform sein will, deren Strukturen sie festhält und paradigmatisch aufschliesst. Indem der Therapeut durch die ihm zugewiesene Rolle dazu autorisiert wird, eine Deutung zu leisten, bietet er dem Klienten die Möglichkeit der Selbstbetrachtung und Abstandnahme, „das eigene Leben im Text der Welt“ zu sehen. Allerdings wird individuelles Leben niemals zum abgeschlossenen Text. Unser Leben vollziehend müssen wir Verstehende sein, nur dem gelebten Leben gegenüber können wir Interpreten sein. Die therapeutische Situation kämpft daher, in Figals Perspektive, mit der Spannung zwischen der Notwendigkeit des Herbeiführens einer Deutung und der Offenheit im Spiel der Positionen, im Dialog. Ihre Herausforderung ist es, die Mitte zu suchen.

Olaf Knellessen betonte in seinem Beitrag über „Deutung zwischen Affirmation und Zerstörung“ einen anderen Aspekt der Gewaltigkeit, der darin liegt, dass Deutung für den Gedeuteten die Gefahr eines Objektverlusts mit sich bringt. Die Deutung entreisst dem Gedeuteten den Schutz der von ihm errichteten Repräsentationen, die in Form von Erinnerungsspuren, nach Freuds Auffassung „Bahnen“, in seinem psychischen Apparat hinterlassen haben, die ihn schützen vor dem „Absturz“. Die Deutung hinterlässt dann eine Lücke, aus der nun etwas Neues entstehen kann und muss. Jede Deutung ist insofern Dynamik und Gewalt. Olaf Knellessen illustrierte diesen Aspekt der Gewaltigkeit an dem Beispiel eines autistischen Knaben, dessen grafische Produktionen als Repräsentationen erlittener Gewalt zu interpretieren sind und am Fall einer Analysantin, die durch eine spontane Frage des Therapeuten in die Reflexion ihrer Übertragungsbeziehung geworfen wurde.

Knellessen und Figal stimmten darin überein, dass Deutung Gewaltigkeit beinhaltet, und bejahten ihre Wirkung auf den Analysanten, dem es durch die geförderte Abstandnahme von seiner Biographie oder durch die Neuorientierung aufgrund der zugefügten Lücke gelingen könnte, sich neuen, lebbareren Perspektiven zuzuwenden.

Von einer Bejahung der Gewaltigkeit der psychotherapeutischen Dynamik sprachen auch die Ergebnisse des Beitrags von Beate Koch – „Zur Leistung einer

psychischen Arbeit bewegen“. Ihre Schilderung des Beginns einer psychotherapeutischen Sitzung zeigte, auf welche Weise die Klientin den therapeutischen Dialog aufgriff, nämlich wie ein „Spiel“, das den bekannten, in der Kindheit ausgebildeten, Mechanismen gehorcht. Denn in der gleichen Weise verlangte auch das Kind nach der Interaktion mit der Mutter, „funktionalisierte deren Deutung zur Prothese für die eigene psychische Entwicklung“, was B. Koch mit dem Eindringen der Klientin in den psychischen Raum der Therapeutin verglich. Gewaltigkeit erweist sich so derart immer von Beginn an auf beiden Seiten, in der Übertragung und der Gegenübertragung, und gehört unweigerlich zur psychischen Arbeit, deren Ziel die „Lockerung der frühen Objektbesetzung“ ist. Deutung ist dabei ein unumgängliches Instrument der Konstruktion und Rekonstruktion. Sie gehört zum therapeutischen Handeln und soll aus dem Involviertsein in die eigene Geschichte zu einem reflektierten Abstand ihr gegenüber führen.

Im Gespräch mit Doris Lier zeigte sich allerdings, dass trotz einer grundsätzlichen Zustimmung zur Notwendigkeit von Deutungen, verschiedene psychotherapeutische Grundhaltungen zu ganz unterschiedlichen Umgehensweisen mit den von dem Klienten eingebrachten, lebensgeschichtlichen Details führen. Während Doris Lier sehr deutlich ihre Bereitschaft formulierte, in grosser Differenziertheit und Geduld auf alle Aspekte der biographischen Erzählung einzugehen und eine Deutung also möglichst aufzuschieben, betonte B. Koch die in ihren Augen notwendige Zumutung einer einordnenden Deutung in einen Sinnzusammenhang, um eben zu der geforderten „psychischen Arbeit“ zu bewegen.

Wegen der in jeder Deutung liegenden Gewaltigkeit trat Medard Boss ihr mit einem radikalen Deutungsverbot entgegen. Alice Holzhey zeichnete in ihrem Beitrag unter dem Titel „Rückkehr zur Deutung“ die Geschichte jenes Deutungsverbots nach und stellte ihm die Heideggersche Auffassung von der Unverzichtbarkeit der Deutung gegenüber. Deutung, so dachte M. Boss, tut den Phänomenen Gewalt an und ist wirkungslos oder sogar schädlich. Sie führt somit,



14 seiner Auffassung nach, von den Phänomenen weg und erzeugt neue Neurosenformen, beispielsweise ein zwanghaftes Wiederholen der psychoanalytischen Theorie. Anstelle einer Deutung, die den Dingen aufgezwungen wird, postuliert er eine phänomenologische Wesensschau, einen Wesensblick, in der Überzeugung, dass alles offen zutage liegt. Er versteht sein Verfahren der Beschreibung als gewaltloses Anwesend-Sein-Lassen der Dinge. Über die Beschreibung hinaus aber sieht er die Rolle des Analytikers in der Funktion eines Vorbilds für den Analysanden, der das Beschriebene kritisch hinterfragt.

Medard Boss gegenüber zeigte Alice Holzhey Heideggers frühe Position in *Sein und Zeit* auf, in der die Unverzichtbarkeit der Deutung von ihm betont wird, weil die Phänomene seiner Ansicht nach verdeckt und verstellt sind. Er bezeichnet sein eigenes hermeneutisches Vorgehen als gewaltsam, denn „das Wahre muss dem Unwahren entrissen werden“. In den Deutungshorizont einzusteigen, bedeutet in seinem Sinn, den Versuch einer ontologischen Interpretation zu unternehmen, den individuellen Weltentwurf aufzusuchen. In Heideggers Sinn läge die Aufgabe des Therapeuten dann darin, auf das Wissen des Klienten hinzudeuten, seine individuelle Antwort an seinem Agieren abzulesen, immer im Wissen darum, dass Hindeutungen gewaltsam sind.

Für die heutige daseinsanalytische Psychotherapie forderte A. Holzhey eine kritische Hinterfragung der Möglichkeit und Notwendigkeit von Deutungen immer vor dem Hintergrund einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der *conditio humana*. Ohne eine „positive Inhaltsangabe, wer und wie der Mensch ist bzw. nicht ist“, machen zu wollen, ging sie davon aus, dass das menschliche Existieren selber hermeneutisch verfasst ist. Es macht den Menschen zum Menschen, dass er schon die ganz elementaren Verrichtungen „verstehend“ vollzieht und sein Leben führt, indem er sich verstehend und verständigend in der Umwelt und Mitwelt situiert und orientiert.

Sigmund Freud und René Girard Zwei anthropologische Theorien der Gewalt.

Zu den Forumsvorträgen von Ruth Guggenheim-Tugendhat und Alice Holzhey-Kunz vom 1. April 2004

Freud über Gewalt Über die Internalisierung der Aggression und das Scheitern der Hemmung der Gewalt

15

Ruth Guggenheim-Tugendhat

Es ist kein Zufall, dass bei Freud kaum von Gewalt die Rede ist. Es ist die Aggression, welche Freud in der Triebtheorie immer wieder neu zu fassen versucht. In den verschiedenen Textstellen über die Aggression können wir verschiedene Stellungnahmen finden und ihr Gegenteil ebenso: In den frühen Schriften gibt es noch keinen eigenständigen Aggressionstrieb, sondern der Sadismus wird in den Dienst der Sexualtriebe gestellt. Später ist die Rede von einem Bemächtigungstrieb und der Hass wird den Selbsterhaltungstrieben zugeordnet. Mit der Wende von 1920 stellt Freud die Todestribe den Lebenstrieben gegenüber, und schliesslich mündet seine Triebtheorie in die Erkenntnis, dass immer ein Zusammenspiel von gegensätzlichen Triebregungen besteht. Trotz dieser scheinbaren Gegensätze in der Triebtheorie, möchte ich zeigen, dass es Freud bei der Untersuchung von psychischen Vorgängen immer um eine Bewegung der Verinnerlichung der Aggression geht.

Schon vor der Entdeckung des Ödipuskomplexes ist Freud bei der Analyse seiner eigenen Träume auf die Bedeutung der Ambivalenz gestossen, welche im Triebhaften begründet ist. Feindselige Gefühle werden meistens unter dem Druck des Verbots verdrängt und damit unbewusst. Die Frage nach der Herkunft des Verbots leitet Freud von der Geschichte des Urvatermords her. In *Totem und Tabu* bildet eine gewaltsame Tat die Voraussetzung für die Internalisierung der Aggression im Über-Ich. Es ist die ambivalente Einstellung der Söhne, die zur gewaltsamen Tat führte. Die Gewalt ereignet sich auf der Handlungsebene, die Aggression im Psychischen. Das ist eine vorläufige Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Gewalt und Aggression. Der Verzicht auf die gewaltsame Handlung ist für die Entwicklung des moralischen Bewusstseins, welches sich im Inzestverbot und im Tötungsverbot niederschlägt, konstitutiv.



16 Im Brief an Einstein *Warum Krieg?* entwickelt Freud noch einmal die Geschichte der gesellschaftlichen Ordnung. Das Recht einer Gesellschaft hat sich aus der Gewalt entwickelt; die Gewalt wurde überwunden durch die Übertragung der Macht an die Gemeinschaft. Dies hat zur Voraussetzung, dass die Gemeinschaft durch Gefühlsbindungen dauerhaft zusammengehalten wird. Ein gesichertes Zusammenleben ist aber nur theoretisch denkbar, weil ungleiche Machtverhältnisse zwischen den Individuen einer Gesellschaft bestehen: im Geschlechtsunterschied und im Generationenunterschied. Wir finden hier eine Bedingung des Scheiterns der Hemmung der Gewalt. Die Spannungen im Geschlechtsunterschied und im Generationenunterschied entspringen der Ambivalenz und den damit verbundenen Gefühlen von Neid und Rivalität.

Mit der Einführung des Todestriebes wird die Aggression im Triebhaften verankert und somit anthropologisch begründet. Sie äussert sich über das Unbewusste in ihren strukturbildenden und gefährlichen Tendenzen. Todestribe stehen den Lebenstrieben gegenüber und sind miteinander verschränkt. Auch die Todestribe wenden sich nach innen und werden erst sekundär gegen die äusseren Objekte geführt; dann erst werden sie zu Destruktionstrieben. Die Frage, wann die Destruktion in Gewalt umschlägt, bleibt offen. Auf jeden Fall kann man die aggressiven Neigungen der Menschen nicht abschaffen: wenn der Todestrieb nach innen gerichtet ist, kann er im Masochismus gefährlich sein, hingegen wirkt die Wendung der Destruktion nach aussen entlastend.

Weil Freud die psychischen Prozesse untersucht, spricht er von Aggression und wenig von Gewalt. Bei der Beschreibung der Internalisierung der Aggression werden die Bedingungen des Scheiterns der Hemmung der Gewalt sichtbar. In der Entwicklung der Kultur wird die Gewalt an die gesellschaftliche Ordnung übertragen im Gesetz, - dieses ist für das Individuum im Vater repräsentiert. Zu den Bedingungen, weshalb die Hemmung der Gewalt scheitern muss, gehören die Todestribe und auch die Ambivalenz in der Geschlechterdifferenz und in der Generationendifferenz. Die Ambivalenz gründet ebenfalls im Triebhaften, ist aber gleichzeitig auf die Objekte bezogen, was sich in den dazugehörigen Affekten

von Neid und Rivalität äussert.

Bei Girard ist die Gewalt unumgänglich, weil der Wunsch immer über den Umweg verläuft, dass der Wunsch eines Dritten imitiert wird. Im Unterschied zu Girard wird bei Freud das Scheitern der Hemmung der Gewalt im Triebhaften begründet. Jedoch verweist die Ambivalenz –wie bei Girard– auf die Triangulierung in den Objektbeziehungen, auf welche das Triebhafte seinerseits bezogen ist, da der Wunsch im Begehren immer auf ein Objekt gerichtet und in der Ambivalenz der Dritte immer schon einbezogen ist.

17

Girard über Gewalt

Alice Holzhey

René Girard (geb. 1923, Professor für vergleichende Literaturwissenschaften, zuletzt in Stanford USA) legt eine Theorie der Gewalt vor, die Interesse verdient. Er begründet die menschliche Gewaltneigung weder biologisch noch soziologisch, sondern im strengen Sinne anthropologisch, indem er zeigt, dass die Gewalt dem menschlichen Wunsch immanent ist. Ich möchte seine Argumentationslinie kurz nachzeichnen.

Der Wunsch als Mimesis. Girard geht von einer Kritik der Vorstellung eines kreativen und spontanen Subjekts aus, das selber ‚weiss‘, was es wünscht, dessen Wünsche also immer schon auf ein selbsterwähltes Wunschobjekt gerichtet sind. Gegen diese „romantische Lüge“ stellt er die These von der „triangulären Struktur“ des Wünschens: der dritte Pol im Wünschen ist (neben dem wünschenden Subjekt und seinem Wunschobjekt) das „Modell“ bzw. das Vorbild, das nachgeahmt wird. Das Schlüsselwort heisst „Mimesis“, Nachahmung: „Die grundlegende menschliche Situation muss über die Rolle des Nachahmens definiert werden“. Niemand wünscht also, was ‚sein‘ Herz begehrt, sondern eines jeden Herz begehrt das, was ein Anderer ihm dadurch,



18 dass er es wünscht, als wünschenswert zeigt. Wünschen ist in sich ein Nachahmen des Anderen, dem man unterstellt, er wisse oder wisse besser, was wahrhaft wünschenswert sei. Mögliche Wunschobjekte („Objekt“ im weiten Sinne der Psychoanalyse verwendet) werden attraktiv, weil sie dadurch, dass ein Anderer sie wünscht oder ‚hat‘, einen – meist trügerischen – Glanz erhalten.

Man kann sich das Gesagte am Beispiel des ödipalen Wunsches verdeutlichen: Der Knabe begehrt die Mutter nicht, wie Freud annimmt, aus eigenem Antrieb bzw. darum, weil sie seine erste und wichtigste Bezugsperson war und ist, sondern weil er den Vater nachahmt, der dem Sohn averbal zuruft: Ahme mich nach, denn „ich besitze das wahre Geheimnis des wahren Lebens“! Es ist also der Vater, der den Knaben auf die Mutter als das schlechthin begehrenswerte Liebesobjekt verweist, um in einem für das Kind unfassbaren Widerspruch zu dieser Anstiftung zugleich „Nein“ zu sagen: „Imitiere mich nicht!“, und ihn für seine ödipale Liebe zur Mutter sogar schuldig zu sprechen. Kurz: das ödipale Drama ist ein vom Vater inszenierter, für das Kind undurchschaubarer *double bind*, in den es sich notwendig verstrickt.

Wunsch und Gewalt. Mit der mimetischen Auffassung des Wunsches werden auch Rolle und Bedeutung der Rivalität neu bestimmt. Während üblicherweise der Rivale erst nachträglich als Störenfried auftritt und aus einer primären Zweier- eine Dreiecksgeschichte macht, ist er hier von allem Anfang an da, und zwar in Gestalt des Modells. Er wird als das Vorbild auch schon zum „Hindernis“, das die Erfüllung des Wunsches verunmöglicht. – Hier liegt nun nach Girard der Ursprungsort der Gewalt. Es gibt zwar Nachahmung ohne Rivalität: so etwa in der „Imitatio Christi“, verallgemeinert dann, wenn man einem (weit entfernten) Ideal nachfolgt. Nahe zwischenmenschliche Beziehungen hingegen sind aufgrund der mimetischen Verfassung des Wunschs immer durch Rivalität gefährdet, weil das Modell hier zugleich Hindernis ist. Die Bewunderung für das Modell kann jederzeit in Neid und Hass auf das Hindernis, das der Erfüllung des ‚eigenen‘ Wunsches im Wege steht, umschlagen. Man soll sich darum nach Girard nicht wundern, dass der Neid

eine „Grundemotion“ des Menschen ist, denn es kann aufgrund der triangulären Struktur des Wunschs gar nicht anders sein.

Die Gewalt ist also dem Wunsch „immanent“.

Faszination der Gewalt. Girard macht einen logischen Kurzschluss dafür verantwortlich, dass Wunsch und Gewalt eine zusätzliche und besonders verhängnisvolle Liaison eingehen. Weil der Wünschende immer erlebt, dass das nachgeahmte Vorbild ihm das Gewünschte gewaltsam vorenthält, folgert er, dass Gewalt ein untrügliches Zeichen dafür sei, am richtigen Ort zu suchen. Wirklich wünschenswert wird nun das, was mir Gewalt entgegensetzt; was hingegen ohne Gewalt zu haben ist, verliert schon darum seinen Reiz. Die Gewalt gewinnt auf diese Weise eine eigene Faszination, indem sie zur Anzeige des Glücks wird. Darum erzeugt der Wunsch nicht nur Gewalt, sondern er sucht sie, folgt ihr, was Girard als „mimetischen Masochismus“ bezeichnet.

Das Heilige und die Gewalt. So lautet der Titel des Buches, mit dem Girard berühmt geworden ist. Es befasst sich mit der Frage, wie der Teufelskreis der Gewalt unterbrochen werden kann und entwirft eine Opfertheorie: „Das Opfer schützt die Gemeinschaft vor ihrer eigenen Gewalt“. Diese Opfertheorie enthält zugleich eine Theorie der heidnischen Religionen, welche als Opferreligionen definiert werden: Religionen haben die Funktion, Gemeinschaften vor der Selbstzerstörung durch die immanente Gewalt zu bewahren.

Fazit. 1) Girards Theorie der Gewalt widerspricht – wie jede anthropologische Gewaltauffassung – der schönen Idee des seinem Wesen nach friedfertigen Menschen. Für ihn ist das Bild „einer natürlichen Güte des Menschen“ sogar gefährlich, da es immer dann, wenn es durch die Realität enttäuscht wird, zu Gewalt, nämlich zur Jagd auf Sündenböcke führt. 2) Girard macht die Gewalt nicht an einer zum Menschen gehörigen Bosheit oder an einem angeborenen Destruktionstrieb fest (wie etwa Freud), sondern an einer fundamentalen Schwäche: Der Mensch ist von intensiven Wünschen beseelt, ohne zu wissen, was eigentlich begehrenswert ist. Anders formuliert: Er weiss nur, dass er

- 20 Mangel leidet, und wünscht diesen Mangel aufzuheben, weiss aber nicht wie. Darum orientiert er sich notwendig am Mitmenschen, macht ihn zum Modell und zugleich zu seinem potenziellen Gegner.

Literatur:

René Girard: *Figuren des Begehrens* (1961), Wien, München 1999
ders.: *Das Heilige und die Gewalt* (1972), Frankfurt/M. 1992



Pablo Picasso. Guernica 1937. Oel auf Leinwand. Prado Madrid

Eugenik. Wissenschaftlich verbrämte Gewalt gegen psychisch Kranke

Forumsvortrag vom 3. Juni 2004

Bernhard Küchenhoff

Thema meines Vortrags war die historische Darstellung und Bearbeitung von konkreten Gewaltverhältnissen in der Psychiatrie. Es ging dabei erstens um die Frage nach den wissenschaftlichen Grundlagen der Eugenik und zweitens um das Verhältnis der wissenschaftlichen Erkenntnisse aus der Vererbungslehre und ihrer praktischen Anwendung in der Psychiatrie. Schwerpunkt der Darstellung war die Situation in der Schweiz und in Deutschland im Zeitraum von 1900 bis 1939.

Eine wesentliche Grundlage für die Entwicklung der Vererbungslehre und der psychiatrischen Genetik war die Degenerationslehre, die von dem französischen Psychiater August Morel ausgearbeitet und innerhalb der Psychiatrie sehr rasch rezipiert wurde. Die Degenerationslehre, die Annahme der Verschlechterung des psychischen Zustandes von Generation zu Generation, erlaubte den damaligen Psychiatern die fehlenden therapeutischen Möglichkeiten zu rationalisieren und auf der anderen Seite die Bedeutung der Prophylaxe, die Suche nach Möglichkeiten, wie die Entstehung psychischer Krankheiten verhindert werden könnte, besonders zu betonen. Das Verhältnis von wissenschaftlicher Genetik und eugenischer Praxis wurde an 3 Zeiträumen dargestellt.

Für den ersten Zeitraum von 1900 bis 1915 konnte gezeigt werden, dass die meisten Psychiater selbst noch keine eigenen wissenschaftlichen, genetischen Forschungen durchführten und die bis dahin vorliegenden Publikationen, wie insbesondere diejenigen von dem Schweizer Psychiater Ernst Rüdin, nur programmatische Absichtserklärungen waren. Insofern besass der Verweis der Psychiater auf die Vererbung psychischer Krankheiten nicht einmal eine wissenschaftliche Grundlage, geschweige denn eine ethische Legitimation. Trotzdem wurden aber aus eugenischen Gründen unter Anwendung von direktem oder indirektem Zwang z.B. Eheverbote, Sterilisationen und Kastrationen durchgeführt.

Im zweiten Zeitraum von 1916 bis 1932 wurden insbesondere durch Ernst Rüdin und seine Mitarbeiter an der von ihm geleiteten Genealogisch-Demographischen Abteilung an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München zunehmend empirisch-wissenschaftliche Forschungen in der psychiatrischen Genetik unternommen. Wissenschaftsintern gab es in der Vererbungsfo-



22 rschung aber weiterhin vielfältige methodische und sachliche Probleme. Kontrovers blieb auch weiterhin die Diskussion um die der Vererbungs-forschung zugrunde gelegten Krankheitsbilder. So legte sich Rüdin auf das Kraepelin'sche nosologische Konzept der Dementia praecox fest, das von Eugen Bleuler und anderen mit guten Gründen kritisiert wurde. Die offenen wissenschaftlichen Fragestellungen führten nicht etwa zu einer Zurückhaltung gegenüber praktischen Massnahmen, sondern es wurden weiter eugenisch-motivierte Sterilisationen empfohlen und durchgeführt. Aber es gab unter den Schweizer Psychiatern auch einzelne kritische und selbstkritische Stellungnahmen zu diesem Vorgehen, die bei den damaligen Versammlungen des Schweizer Vereins für Psychiatrie geäussert wurden und die im Vortrag zitiert wurden.

Der Zeitraum von 1933 bis 1939 war geprägt durch die unterschiedlichen politischen Entwicklungen in Europa. In Deutschland wurde ab 1933, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, die Erbforschung politisch, ideologisch und finanziell stark gefördert und es erfolgten in grossem Umfang die zwangsweise Durchführung von Sterilisationen aus eugenischen Gründen. Das deutsche Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1933 wurde auch in der Schweiz intensiv diskutiert. Die praktische Durchführung eugenischer Massnahmen stellte sich in der Schweiz im Vergleich zu Deutschland aufgrund der demokratischen Verfassung und der verschiedenen Gesetzeslage aber anders dar. In der Schweiz wurden, wie in anderen europäischen Ländern und in der USA, früh und ausführlich eugenische Gedanken geäussert und diskutiert. Die praktische Durchführung eugenischer Massnahmen verlief in den einzelnen Kantonen der Schweiz unterschiedlich und im Umfang in keiner vergleichbaren Weise wie in Deutschland. Dies wurde im Vortrag anhand von vorliegenden Studien dargestellt. Hingewiesen wurde auch auf weitere laufende historische Studien in der Schweiz.

Für den gesamten, im Vortrag dargestellten Zeitraum, gilt, dass die Vererbungs-forschung innerhalb der Psychiatrie einen immer grösseren Raum einnahm, dass wissenschaftsintern viele Probleme ungelöst blieben, was aber viele Psychiater nicht hinderte, aus eugenischen, angeblich wissenschaftlich legitimierbaren Gründen, vor allem durch Zwangssterilisationen Gewalt gegen psychisch Kranke anzuwenden.

Gewalt in Bildern der Kunst

Dia-Vortrag anlässlich der Jahresversammlung der GAD am 1. Juli 2004

Elisabeth Keller-Schweizer

23 Mein Dia-Vortrag über obiges Thema war in drei Teilen gedacht, in denen Gewaltdarstellungen auftreten: 1. Im Zusammenhang mit Kampf und Krieg, 2. im religiösen Kontext, vor allem als biblische Themen und Märtyrerdarstellungen, und 3. im gesellschaftlichen und privaten Umkreis.

Aus Zeitgründen konnte nur der erste Teil präsentiert werden. Zu dessen Ikonen zählt das frühe und wohl bedeutendste Beispiel von Gewaltdarstellung in der mittelalterlichen Kunst, der im 11. Jahrhundert entstandene Bildteppich von Bayeux¹. Er zeigt auf über siebenzig Metern die Helden- und Gewalttaten Wilhelm des Eroberers in der Schlacht bei Hastings. Diese Art von Verherrlichung von Krieg und Gewalt hat eine lange Tradition, die weit in die Antike zurückreicht und ihre Ausläufer in den Kriegsdenkmälern des ersten und zweiten Weltkrieges hat.

In der Serie „Die Schrecken des Krieges“ brachte der französische Kupferstecher Jacques Callot schon 1630 die Auswüchse der Gewalt in aller Drastik unters Volk. Sieben Jahre später schuf Peter Paul Rubens für einen toskanischen Grafen das in Florenz befindliche Ölbild „Die Folgen des Krieges“, das dem Historiker Carl Jakob Burckhardt geradezu als Titelbild für den Dreissigjährigen Krieg galt. Das orgiastisch bewegte Bild ist in seiner Mischung aus Erotik und Gewalt nicht nur sehr typisch für Rubens, sondern für viele, zum Teil weniger bedeutende spätere Gewaltdarstellungen, denen oft sadistische Muster zugrunde liegen.

Nicht nur seine 1810 veröffentlichte Folge der „Desastres de la guerre“, eine Serie von Kupferstichen, die erstmals in der Tagespresse angekündigt, aus Angst vor Repression aber kurz danach wieder zurückgezogen wurde, machten den spanischen Hofmaler Francisco Goya zu einem der grossen Gewaltmaler der europäischen Kunstgeschichte. Vor allem sein berühmtes, im Prado in Madrid hängendes Bild „Die Erschiessung der Aufständischen am 3. Mai“ zeigt die ungeheure Brutalität des modernen Krieges erstmals aus der Perspektive des Opfers: Er stellt es im hellsten Lichtkegel des Erschiessungskommandos als Helden dar, die Arme weit auseinander gerissen wie Christus am Kreuz und mit den Wundmalen versehen.



24 Das Pendant dazu ist in der französischen Kunst das Bild „Die Freiheit führt das Volk“ von Eugène Delacroix, das die Strassenkämpfe zwischen königlichen Truppen und dem aufständischen Volk thematisiert, die in unmittelbarer Nähe von Delacroix' Ateliers ausgebrochen waren. Wenn der Maler sich auch nicht wie sein Dichterfreund Alexandre Dumas, den er im Bild verherrlichte, an den Kämpfen beteiligte, so wollte er, wie er entschuldigend an seinen Bruder schrieb, wenigstens für sein Land malen. Es ist ein Werk, das schon kurz nach seiner Entstehung als das Revolutionsbild schlechthin verehrt wurde.

Zum Synonym für die Gräuel des Bürgerkrieges wurde später Pablo Picassos Wandbild „Guernica“, das mit seinem Namen an die Auslöschung der baskischen Stadt Guernica durch falangistische Bomberschwadronen 1937 erinnert. Erschüttert durch dieses Ereignis, änderte Pablo Picasso damals seine Pläne für die Gestaltung des spanischen Pavillons an der Weltausstellung in Paris schlagartig. Anstelle des von ihm vorgesehenen Themas „Maler und Modell“, womit er die Freiheit der Kunst zur Anschauung bringen wollte, entwarf und vollendete er innerhalb von nur zwei Monaten dieses allegorische Historienbild, das, als Fanal des Protestes gedacht, weltweit zum Symbol für den modernen Massenvernichtungskrieg wurde. Fast ohne Farbe, an die Grisailletechnik der Renaissance anknüpfend, setzte Picasso aus kubistischen, surrealen und primitivistischen Versatzstücken seiner Malerei ein Bild zusammen, das in seiner Fragmentenhaftigkeit die brutale Zerstückelung und Unmenschlichkeit beispiellos inszeniert und symbolisiert. Nur noch der Engländer Francis Bacon hat in jüngerer Zeit Gewalteinwirkung und menschlichen Schmerz in seinen Bildern ähnlich eindringlich vor Augen führen können.

In der Einleitung zum Vortrag stellte ich mir die Frage nach dem Verhältnis der Gewaltdarstellungen in der Kunst zu denjenigen in den Massenmedien, etwa zu den um die ganze Welt gegangenen Bildern aus dem amerikanischen Kriegsgefängnis Abu Ghraib in Bagdad und deren Wirkung auf den Betrachter.

Die Fotografien aus dem Irakkrieg sind ungefilterte Momentaufnahmen des tatsächlichen Geschehens. Die Darstellungen von Gewalt in der Kunst hingegen

sind inszeniert, choreographiert, sublimiert, allenfalls übersteigert oder ironisiert, in jedem Fall aber in verschiedenster Hinsicht bearbeitet, wie das Vergleichsbeispiel des Märtyrers San Serapio zeigen kann, das der spanische Maler Francisco Zurbaran im 17. Jahrhundert gemalt hat.

Wirklichkeit und Fiktion stehen sich gegenüber. Vielfach entspringen Darstellungen in der Kunst der Phantasie des Künstlers, auch wenn sie von tatsächlichen Geschehnissen ausgelöst worden sind oder sich an mythologische, literarische oder historische Quellen anlehnen. Es sind in jedem Fall Bild gewordene Visionen und in diesem Sinne immer auch Neuschöpfungen.

Der wohl grösste, aber immer noch rätselhafteste Maler solcher Visionen ist Hieronymos Bosch. Er entwarf in seinen um 1500 entstandenen Hauptwerken eine surreale Welt des Wahnsinns, der Perversion und Paradoxie – avant la date. Sein in Madrid hängendes Bild „Garten der Lüste“ etwa mit seinen ungezählten Gewaltdarstellungen kommt einem Bild gewordenen Alptraum gleich, allerdings gemalt mit grösstem malerischen Können, mit Eleganz, Präzision und auch Humor. Bis in die neueste Zeit haben sich Maler, vor allem die Surrealisten, von dieser Mischung aus Lust und Grausamkeit inspirieren lassen. Mit ‚Choreographie der Gewalt‘ könnten solche Darstellungen in Bildern der Kunst umschrieben werden, wohingegen Darstellungen von tatsächlichen Geschehnissen wie jenen im Gefängnis von Abu Ghraib allenfalls als ‚Dokumentation von Gewalt‘ bezeichnet werden können.

25

1 Siehe Abbildung Seite 2
2 Siehe Abbildung Seite 20